

Zeitschrift: Geographica Helvetica : schweizerische Zeitschrift für Geographie = Swiss journal of geography = revue suisse de géographie = rivista svizzera di geografia

Herausgeber: Verband Geographie Schweiz ; Geographisch-Ethnographische Gesellschaft Zürich

Band: 7 (1952)

Artikel: Uralte Sagen aus dem namenlosen Munde des hawaiischen Volkes

Autor: Draws-Tychsen, Hellmut

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-36677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

don, avec quais, jetées, gare, aérodrome et bâtiments administratifs. La liaison avec le réseau ferré sud-indien est assurée par un embranchement, et aussi vers la passe de Palghat, ensellement dans les Ghats occidentales, qui ouvre la porte de grands territoires sud-indiens. Toutes ces constructions donnent la possibilité d'un fort développement futur.

MALABAR E IL PORTO DI COCHIN

La regione bassa della costa del Malabar, nel sud-ovest dell'India anteriore è agricola, intensamente sfruttata e di conseguenza molto popolata. Già da secoli la zona ebbe grande importanza nell'economia mondiale: dapprima con gli arabi, poi successivamente con i romani, portoghesi, olandesi e da ultimo con gli inglesi. Per esempio nella città di Cochin si riscontrano ancora resti di costruzioni che testimoniano il susseguirsi di questi diversi dominatori. Si cerca attualmente di dare maggiore impulso allo sviluppo del porto che si trova in una situazione geografica favorevole, sia per il traffico locale, sia per quello mondiale. Con uno scavo attraverso al lido, che separa dal mare aperto una laguna sviluppata per un grande tratto lungo la costa, si riuscì a creare un bacino portuale ottimamente protetto, che può servire anche per la navigazione nelle acque interne. Il materiale dello scavo servì alla creazione di un'isola artificiale, Willingdon-Island, con quais portuali, gettate, stazione ferroviaria, aeroporto ed edifici amministrativi. Il collegamento ferroviario è stabilito da un ramo della rete ferroviaria dell'India meridionale, che conduce per la Porta di Palghat, una interruzione dei Westghats, in estese regioni dell'India meridionale. Con tutte queste costruzioni vennero create le premesse per un intenso sviluppo economico.

URALTE SAGEN AUS DEM NAMENLOSEN MUNDE DES HAWAIISCHEN VOLKES

Erläutert und aus den hawaiischen Originaltexten übersetzt von HELLMUT DRAWS-TYCHSEN

ZWEI GÖTTERMYTHEN: KANE UND KANALOA HELFEN

DAWIDA (DAVID) MALO, neben S. M. KAMAKAU, KEPELINO KEAUOKALANI und I. L. KUKAHI, der bedeutendste einheimische Folklorist und klassische Historiker des hawaiischen Volkes, später Zeitgenosse des großen Königs Kamehamehá I. (1736—1819), ein Südseeinsulaner von wirklich genialer Geistesveranlagung, hat der Nachwelt eine umfangreiche, bisher nur teilweise veröffentlichte Handschrift hinterlassen, die den Titel trägt «ka moolelo Hawaii — na DAWIDA MALO i kakau (Geschichte Hawaiis — von DAVID MALO verfaßt)». Sie ist eine Fundgrube allerersten Ranges und vermittelt dem kundigen Forscher einen tiefen Einblick in die wunderbar durchdachten kosmogonischen und theogonischen Vorstellungen der alten vorchristlichen und vorentdeckerischen Hawaier, ihre Göttermythen, ihre Helden- und Königeüberlieferungen. Teile dieser, für die gesamte Menschheit kostbaren Handschrift sind im Jahre 1903 als Special Publication 2 vom Bernice P. Bishop Museum in Honolulu veröffentlicht worden. Aus dem nicht-veröffentlichten Hauptstück aber hatte vor ungefähr einem Dreivierteljahrhundert kein Geringerer als Altmeister ADOLF BASTIAN mit Erlaubnis von König Kalakaua eine Abschrift genommen und nach Berlin gebracht, die ich bereits vor zwanzig Jahren erstmalig durchgearbeitet habe, als sie noch in BASTIANs eigener Handschrift vorhanden war, und der auch die nachfolgenden kleinen Göttermythen vom Guttun Kanes und Kanaloas entstammen.

Von den vier höchsten Göttern, hawaiisch akua genannt, des hawaiischen Pantheons Kanaloa, Kane, Ku und Lono sind Kane und Kanaloa Zwillingbrüder; der letztere davon ist der jüngere. Zwillinge gelten in Hawaii als glückliche Folge eines ungewöhnlichen Naturereignisses und darum sowohl in der Kraft des Geistes als auch in der Vollkommenheit des Körpers für hervorragend. Über die Entstehung dieses Dioskurengötterpaares berichten die theogonischen Sagen, daß in der achten Schöpfungsperiode, die von den geheimnisvollen Zuckungen und Zerrungen Po-

kini-kinis und Po-mano-manos, der vierzigtausend und der viertausend gährenden Urnächte als Versinnbildung des männlichen und des weiblichen Urprinzips, erregt wird, so ganz allmählich eine Beruhigung eintritt und daraus eine freudige Friedenstille (lailai) sich verbreitet, die in dem davon den kosmischen Raum durchstrahlenden Glanze das erste Weib gebiert, deshalb Lailai genannt, und gleichzeitig Kii, den ersten Mann, Kane, den ersten und höchsten Gott, und Kanaloa, den abgründigen Kraken und tiefseeschwarzen Oktopus, der später magisch und prälogisch in einen lichten und gütigen Gott des Meeres sich abwandelt.

Die darauf bezüglichen Verse lauten also:

„hanau kánaka e mehe lau
hanau kanáka ia wai-ololi
hanau ka wahine ia wai-olola
hanau ka pee akua
hanau Lailai he wahine
hanau Kii he kane
hanau Kane he akua
hanau o Kanaloa e kaheekaunawela ia
a-o

Geboren der Mensch wie ein Blatt
Geboren der Mann engen Wassers.
Geboren die Frau breiten Wassers.
Geboren die verborgenen Götter.
Geboren Lailai, die Frau.
Geboren Kii, der Mann.
Geboren Kane, der Gott.
Geboren Kanaloa, der grausige Meeresachtfuß.
Licht!“

Die Verse dieser theogonischen Mythen, die hier nach den Urnächten von dem ersten jungfräulichen Tage berichten, sind mündlich von Generation zu Generation in einem archaischen Hawaiisch überliefert worden, dessen genauer Inhalt den letzten lebenden Nachfahren kaum noch verständlich ist und darum nur äußerst mühselig erhellt und übersetzt werden kann; langwierige und umständliche Vergleichen innerhalb der gesamten polynesischen Sprach- und Kulturgruppe, die immerhin den imposanten Raum eines Viertels von unserem Erdglobus überwölbt, werden dazu nötig. Innerhalb der hawaiischen Götterordnung teilen sich Kane und Kanaloa in die Schirmherrschaft des Baues von Kanus und den durch sie befahrenden Ozean. Beide werden auch zugleich angerufen, um durch ihre gemeinsame Stärke zu reichem Fischfange und zu glücklicher Heimkehr zu verhelfen. In den drei ersten Weltaltern, von denen auch OVID singt, pflegten Kane und Kanaloa gelegentlich unter den Menschen zu wandeln und ihnen durch gute Taten zu nützen. Das Wandeln von Göttern unter den Menschen glückseliger Zeiten wiederholt sich übrigens in den Legenden aller Völker und wurde sogar durch die gelegentlichen irdischen Erscheinungen der Dreieinigkeit Gottes in das Christentum übernommen. Von zwei irdischen Erscheinungen der voreinst so populären Göttergestalten Kane und Kanaloa des heidnischen Hawaii soll nunmehr berichtet werden. Derartige Göttermythen werden noch heute in entlegeneren Teilen des Inselreiches Hawaii, wo die Eingeborenen nur selten Umgang mit Weißen haben und den vorentdeckerischen Zeiten ihres eigenwilligen Volkstumes nachsinnen können, in den Stunden abendlicher Dämmerung und des beschaulichen Plauderns vor den Grashütten hie und da heranwachsenden Geschlechtern zugeflüstert.

Die eine, also überlieferte Göttermythe vom Guttun Kanes und Kanaloas lautet: In lang verschollenen Zeiten war auf dem kleinen Eilande Lanai eine furchtbare Hungersnot ausgebrochen, die überhaupt kein Ende nehmen wollte. Niemand, auch nicht die weisen Oberpriester, die ariki, wußten, warum die Gottheit zürnte und strafte und welche Gottheit es überhaupt war. Unaufhaltsam wurde die Inseleinwohnerschaft vom Tode betroffen und in allen Sippen lichtete sich der Kreis der Angehörigen. Keinerlei Hilfe stand irgendwo in Aussicht. Als das Elend zu dem höchsten Scheitel emporklomm, geschah es, daß ein kleiner und armer Fischerknabe auf dem Meeresstrande und dicht vor den ansetzenden Wellen ein niedriges Hüttchen errichtete. Dorthin ging er täglich, um aus seinem kümmerlichen Anteile von der Fischnahrung der Familie einige auserlesene Bissen unter der Grasbedachung niederzulegen. Zwar wußte er nicht, welchen Gott er anzurufen hatte, und ebenso wenig waren ihm Gebete irgendwelcher Art bekannt, um sie himurmeln zu können, sodaß er nur an den akua im allgemeinen sich wandte, indem er ausrief: „e ke akua a ia (Hier, mein Gott, ist Fisch für Dich)!“ Gewähltere Worte verstand er noch nicht zu sagen.

Als der kleine und arme Knabe eines Tages wieder vor seinem selbstverfertigten niedrigen Grashüttchen kauerte, geschah es, daß zwei Männer des Weges gewandert kamen und bei dem Hüttchen Rast machten. Da überließ er ihnen als müden und hungrigen Reisenden willig, was an

esbaren Dingen noch da war. Die beiden Männer schliefen dort eine Nacht und der Knabe wachte getreu an dem Lager seiner Gäste. Als die Morgenröte siegreich heraufgestiegen war, verabschiedeten sich die beiden Männer herzlich von dem Knaben und enthüllten sich ihm im Augenblicke des Fortgehens als die Götter Kane und Kanaloa, worauf der Knabe niederkniete, um sie anzubeten. Sie aber fuhren mit milden Händen über sein Haupthaar, indem sie sagten, daß seine Bitten erhört seien und rasche Rettung folgen würde. Bald darauf machte sich auch allerorten auf dem Eilande Überfluß bemerkbar und das dankbare Volk erbaute seinen Zwillinggöttern auf der Stelle des Grashüttchens einen steinernen Tempel, hawaiisch heiau genannt, in stolzen und breiten Terrassen aufgeführt.

Die andere, also überlieferte Göttermythe vom Guttun Kanes und Kanaloas lautet: Voreinst sahen die Landbauer in Punaho auf der Insel Oahu ihre Ernten bei anhaltender Dürre und durch völligen Wassermangel vom Untergange bedroht. Sie brachten reichliche Opfer; aber die Götter hörten ihre Bitten nicht und ließen die Opfergaben ungenossen verkommen. Allmählich wurde der Zustand der Dürre unerträglich, denn die Menschen fanden nicht einmal einen kargen Napf voll Wasser, um damit den Wurzelteig der mehltreichen Taropflanzen anzurühren, die sie für ihre Mahlzeit zerkaut hatten und die den Hauptteil ihrer täglichen Nahrung bildeten. Wochen um Wochen vergingen; jedoch der heiß ersehnte Regen wollte nicht sich einstellen.

Da geschah es, als die Not zu ihrem höchsten Scheitel emporgeklommen war, daß die Götter Kane und Kanaloa dem verzweifelten Volke in der Gestalt zweier zauberisch schöner Jünglinge erschienen, und die frommen Landbauer von Punaho huldigten ihnen ehrfürchtig. Erschüttert blickte Kane in die abgehärmten Gesichter der knieenden Menge, die inbrünstig bittend ihre zitterigen Hände erhob. Alle waren gekommen: Greise, Männer, Frauen und Kinder. Kane gab seinem jüngeren Zwillingsbruder Kanaloa die Anweisung, seinen Speer in einen von ihm bezeichneten Stein zu stoßen. Kanaloa tat, wie ihm geheißen war, und siehe da: fontänenartig sprudelte eine Quelle zum Himmel! Dankbar jauchzte das Volk. Die beiden Götter aber wandten sich zum Meere und schritten unter den erstaunten Blicken der Menge, die ihnen ehrerbietig mit den Augen folgte, rasch über die Wellen von dannen. Die Quelle erhielt den Namen Kanes (zumal sie stets an dem Kane geweihten Tage des Mondumlaufes morgens anzuschwellen und abends abzunehmen pflegte).

ZWEI HELDENLEGENDEN:

VON DER ANMUTIGEN PUUPEHE UND VON DEM UNERSCHROCKENEN KAHAWALI

Die alt-hawaiische Poesie besteht aus vier deutlich getrennten Gruppen: Götterhymnen, Heldengesänge, Liebeslieder und Totenklagen. Zu der ersten Gruppe gehören so unvergängliche Kulturdokumente aller Menschheit wie die heiligen Hula-Hymnen und das Pele-Epos. «Aohe pau ka ike i kau halau», bemerkt der hawaiische Folklorist KAUIKEAOULI richtig, «denk nicht, daß alles Wissen allein in deiner Tanzfesthalle residiert!» Zu der zweiten Gruppe gehören vornehmlich jene Gesänge, die die alten Helden des Volkes und ihre Taten, mögen sie heldisch auf dem Kampffelde oder sportlich auf dem Spielplatze geschehen sein, aus dem Strome Lethes herausheben und für künftige Geschlechter als Vorbild oder zur Nacheiferung aufbewahren. In der dritten Gruppe finden wir die uralten und urjungen Melodien der Liebe im Spiele der Geschlechter, der Familien, der Sippen, ja des ganzen Volkes. Die vierte Gruppe beschäftigt sich mit der Überwelt und dem Geheimnis allen Seins; leidenschaftlich und fordernd wird da die Sprache. Auch die Toten Alt-Hawaiis mußten in die Unterwelt hinabsteigen. Der gütige Gott Lolupe, ein anderer Hermes Psychopompos, geleitete die Seelen der Fürsten nach einem weit entfernten glückseligen Lande und die Seelen der Helden nach einem über den Wolken gelegenen wohlduftenden Elysium; aber die Mehrzahl der Toten wanderte nach wenigen Tagen, währenddessen die Geister der Abgestorbenen um den Begräbnisplatz irrten, in die Unterwelt, in deren oberem Reiche, das durch Frieden und Ruhe sich auszeichnete und diejenigen aufnahm, die getreulich alle tabu-Vorschriften befolgt hatten, der uralte milde Gott Wakea herrschte. Im unteren, von Milu beherrschten Reiche waren Lärm, Laster, Unart und Unordnung zu Hause; dort trieben böse Geister ihr launisches Spiel mit den Seelen der Abgestorbenen, die mit Eidechsen und Schmetterlingen genährt wurden. (Held Hiku soll, Orpheus- und Eurydike-Motiv, nach einer hawaiischen Legende an einem schier endlos-langen Seile in die untere Unterwelt zu Milu hinabgeklettert sein, um seine verblichene Braut Kawelu auf die schöne Erde zurückzubringen.)

Die alt-hawaiische Prosa besteht hauptsächlich aus Legenden und Märchen, die in allen Farben von der lieblichsten Zartheit bis zu der abscheulichsten Grausamkeit schillern. Man nennt die Legenden im Hawaiischen kaao. Auch sie sind ausschließlich mündlich überliefert worden; lediglich S. N. HALEOLE hatte 1863 in eigener Aufzeichnung in der bekannten Eingeborenenzeitung Kuokoa die sagenhaften Abenteuer der sogenannten Regenbogenprinzessin Laieikawai veröffentlicht, die sechsundfünfzig Jahre später von Martha Warren Beckwith ins Englische übertragen und zu Washington sofort publiziert worden sind (Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, thirty-third Annual Report, pp. 285—666). Erst König Kalakaua, der von 1874 bis 1891 regierte und vornehmlich fördernden Anteil an der Musik nahm, ließ die in seinem weiten Inselreiche verstreuten Märchen und Legenden, wie auch die beiden nachfolgend mitgeteilten, sammeln und eine Auswahl von ihnen in das Englische übersetzen. So wurden diese Kostbarkeiten durch königlichen Eingriff für die Nachwelt aufbewahrt und gerettet. Der philanthropische Bankier CHARLES REED BISHOP, der mit der frühverbliebenen hawaiischen Schönheit Berenike Pauahi vermählt war, die königlichem Geschlechte entstammte, tat noch einen weiteren hervorragenden Schritt zur Rettung der sterbenden alt-hawaiischen Kultur: er stiftete das einzigartige, dem Andenken seiner Gattin gewidmete Bernice-Pauahi-Bishop-Museum zu Honolulu, das alle hawaiischen Kulturgüter sammelt und im Vereine mit der Fornander Collection of Hawaiian Antiquities and Folk-Lore in regelmäßigen Abständen Memoirs publiziert, die bemüht sind, auch das rein geistige Schaffen der Hawaier restlos zusammenzutragen und für die ehrfürchtige Nachwelt in voluminösen Bänden gedruckt und geordnet hinüberzuretten, auch wenn der letzte Hawaier schon lang zur letzten Ruhe ging. Ich kann dem genialen Werke des hochherzigen Stifters nur vollstes Gelingen wünschen und möchte mich hier begnügen, zwei kurze und charakteristische Heldenlegenden aus den hawaiischen Originaltexten mitzuteilen, die König Kalakaua im siebenten und achten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts sammeln ließ.

DAS GRABMAL DER ANMUTIGEN PUUPEHE

Puupehe war die Tochter eines erlauchten Fürsten von der Insel Maui und Makakehau, der große Krieger, gewann ihre Hand als Siegespreis in heldenhaftem Kampfe. Beide waren zueinander in lodernder Liebe entbrannt. Puupehe war von berauscher Schönheit: ihr nackter brauner Körper strahlte wie die Sonne, die über dem gewaltigen Krater Haleakala aufging; tiefschwarzes üppiges Haar, mit ilima-Blumen übersternt, umrahmte ihre schlanke schmeidige Gestalt, daraus die Brüstlein scharf wie zwei Korallenklippen ragten. Ihre dunklen Augen, die wie Sterne funkelten, hatten den jungen Helden Makakehau völlig in ihren Bann gezaubert, sodaß er nur noch seiner großen Liebe zu leben vermochte. Weil er aber fürchtete, die strahlende Schönheit seiner Geliebten könnte andere Adelige veranlassen, ihm das Kleinod seines Lebens zu rauben, so sprach er eines Tages zu ihr: „Schau, wir lieben einander von ganzer Seele! Laß uns an der Küste von Lanai im Verborgenen leben und uns in die Felsengrotte von Malauea zurückziehen! Dort wollen wir gemeinsam fischen und Schildkröten fangen, zufriednen unseren Taro in duftenden ti-Blättern backen und uns an den würzigen Beeren des ohelo-Strauches erfrischen. Wenn aber die Nächte vom Himmel heruntersteigen, werden wir einander innig lieben, bis die Sterne erlöschen!“ Monate lebten sie so in glückseliger Abgeschlossenheit und ihre Liebe wuchs mit jeder zarten Nacht; doch Ku, der böse Gott, lauerte schon unsichtbar.

Eines Tages ließ der Geliebte die Freundin allein in der Felsengrotte, um die aus Kürbischalen verfertigten Wasserflaschen mit frischem Quellwasser aus den anliegenden Bergen zu füllen. Die Höhle war nach dem Ozean hin offen und hemmunglos konnte die Brandung hineinfluten. Nur die innerste Kammer, wo die Liebenden lebten, lag vor dem Meere geschützt und konnte von tüchtigen Schwimmern bequem erreicht werden. Es war um die Zeit der gefürchteten kona, der winterlichen Südstürme, die die haushohen Wellen des aufgeregten Ozeans mit schonungsloser Gewalt gegen die Küste peitschten. Makakehau schaute von den Bergen auf das Meer und bemerkte erschreckt die Zeichen des herannahenden kona-Sturmes. Stark wie eine Mauer standen breite Regenwolken vor der Küste und Makakehau wußte, daß die durch den Sturm erregte Brandung die Felsengrotte, in der seine heißgeliebte Braut verborgen ausruhte, mit Wasser füllen und das Leben

der anmutigen Puupehe vernichten würde. Jede Sekunde war kostbar; jede Minute schien eine Ewigkeit zu sein. Seine Wasserbehälter fortwerfend, stürmte Makakehau zu Tale. Unten tobte der Sturm mit ungezügelter Gewalt. Makakehau stürzte zur Meeresküste, wo er die Wellen bereits mit brandender Wucht gegen die Lavafelsen donnern hörte. Die See kochte; ihre tiefsten Tiefen brodelten ungeheuer. Berge von Wasser füllten die Felsengrotte und warfen den laugenden Schaum in das edle Antlitz des erschrockenen jungen Helden. Doch der Unglückliche zauderte keinen Augenblick, obwohl er die Liebste verloren wußte. Wenigstens ihren Leichnam wollte er aus dem rasenden Geifer des Meeres retten. Mit tollkühnem Sprunge tauchte er in die gischende Flut und schon nach wenigen Atemstößen ergriff er den kühlen Schenkel der Geliebten. Rasch brachte er die entseelte Puupehe an das Ufer, Tags darauf hörten die anwohnenden Fischer die Klagelieder und Totengesänge des trauernden Gatten und die Frauen aus der näheren Umgebung versammelten sich um die Leiche, um ebenfalls zu klagen. Sie hüllten den toten Körper in neue kostbare Tapa und bedeckten ihn ganz mit duftenden scharlachfarbenen lehua-Blüten. Alles war zu der Beerdigung vorbereitet und schon sollte die Beisetzung stattfinden, als der Gatte sich erbat, noch eine einzige Nacht mit seiner toten Gemahlin allein bleiben zu dürfen. Man willfahrte seiner Bitte; doch, als das Trauergefolge am nächsten Morgen erschien, fand es weder den Leichnam noch den Gatten.

Endlich, als ihr Blick über das Meer schweifte und auf den einsamen roten Lavafelsen fiel, der vor dem Strande steil emporragte, sahen sie auf der Kuppe desselben Makakehau, wie er damit beschäftigt war, mit den bloßen Händen ein Grab in den Felsen zu graben. Voll Staunen beobachtete ihn das Volk. Vier mutige Männer bestiegen ein Kanu, um zu erforschen, wie es möglich wurde, daß ein sterblicher Fuß den steilen ungastlichen Lavablock erklimmen konnte. Bald wurde allen klar, daß ein guter akua dem betrübten Gatten geholfen habe, die verblichene Freundin auf jenen unzugänglichen Felsen zu bringen. Makakehau hatte sein Werk vollbracht und beschwerte das Grab mit erlesenen Steinen, während er wiederum Klagelieder und Totengesänge anstimmte. Noch einmal traf sein umflorter Blick voll unendlicher Trauer die karge Stätte, wo das Licht, die Furt und der Stolz seines Lebens für ewig ausruhen sollten, ehe er in das schäumende Meer hinabsprang, wo seine entsetzlich verstümmelten Überreste am nächsten Tage von Fischern aufgefunden und andachtvoll an der Küste gegenüber dem einsamen roten Lavafelsen beigesetzt wurden, der heute noch sichtbar ist.

KAHAWALI, DER UNERSCHROCKENE FÜRST VON PUNA

Kahawali lebte um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Fürst des Distriktes Puna im Südosten der großen Insel Hawaii. Sein geräumiges Grashaus, in welchem er mit seinem Weibe, einem mutigen Sohne und einer schönen Tochter wohnte, lag nahe an der Küste; weite Taro-Pflanzungen umgaben es, aus denen reiche Erträge gewonnen wurden. Auch Ananas, Bananen und Brotfruchtbäume gediehen dort, Mangos und ohia-Bergäpfel. Stets gefüllte Fischteiche gehörten ebenfalls zum Besitztume des gastlichen und mit allen Tugenden ausgezeichneten Fürsten, der rauschende Feste veranstaltete und wie kein zweiter Herrscher in Hawaii beliebt war. Einst hatten die Feste zu Ehren des Gottes Lono begonnen. Herrlich war der Tag. Kühle Passatwinde fächelten die Blätter der Palmen und zerstreuten den wehenden Schaum der an den Korallenriffen splitternden Wellen des Ozeans. Zwischen dem Fürsten und seinem besten Freunde Ahua war ein holua-Wettkampf angesagt worden. In hellen Haufen versammelten sich die Kanaken am Fuße des Hügels, um das aufregende Schauspiel zu verfolgen. Sie hatten uku-lele (Gitarren), pu (Muschelhörner), ohe-hano-ihu (Nasenflöten) sowie pahu (Trommeln) mitgebracht und vergnügten sich in ihrer harmlos-kindlichen Weise, indem sie, unter den Palmen hingestreckt, Bananen und Kokosnüsse aßen oder Zuckerrohr kauten. Sie verkürzten sich die Zeit mit Hula-Tänzen, Lachen, Necken und Plaudern, (damals noch ein naives nacktes Naturvolk, das keineswegs von dem Pesthauche abendländischer Zivilisation verseucht und gezeichnet worden war.)

Spät erschienen Fürst Kahawali und sein Freund Ahua am Fuße des Hügels; tosender Beifall begrüßte die beiden. Rasch rüsteten sie sich zum holua-Sport, indem jeder seinen Schlitten in die Hand nahm und langsam den Hügel erklomm. Ihre Aufgabe bestand darin, vom Gipfel auf ihren schlittenförmig gebauten Hölzern den Hügel hinabzurutschen und möglichst schnell die Ebene zu erreichen. Kahawali und Ahua waren gleich berühmt im holua-Sport; jedermann erwartete daher einen besonders spannenden Wettkampf. Als die beiden Wettkämpfer gerade den Abrutsch beginnen wollten, gesellte sich ein entsetzlich-häßliches Weib zu ihnen und verbeugte sich grinsend vor ihnen. Keck kam sie näher und richtete an Kahawali die Aufforderung, mit ihr an Stelle von Ahua den holua-Wettkampf aufzunehmen. Der erstaunte Fürst lächelte spöttisch und bemerkte schließlich gelangweilt, indem er einen verächtlichen Blick über die schwächliche und unscheinbare Gestalt der abscheulichen Dame gleiten ließ: „Was bei Pele, mit einem Weibe soll ich kämpfen?“ „Weshalb nicht mit einem Weibe, wenn es mutig und vielleicht überlegen ist?“ lautete die ruhige Antwort. „Du bist kühn, wahine“ murmelte der Fürst überrascht; „aber was verstehst Du vom holua?“ „Genug, um den Fuß des Hügels noch vor dem Fürsten von Puna zu erreichen,“ gab das geheimnisumwitterte Weib rasch und frech zur Antwort. „Also los!“ sagte Kahawali ärgerlich.

Ahua gab dem seltsamen Weibe sein Schlittenholz und im nächsten Augenblicke sah man Kahawali und dicht hinter ihm das Weib den Abhang hinabsausen. Der Fürst erreichte als erster

die Ebene, wo lauter Jubel aus der aufgeregten Zuschauermenge dem Sieger entgegenbrandete. Schweigend zeigte das Weib auf den Hügel und forderte durch Gebärden den Fürsten zu nochmaligem Wettkampfe. Lautlos und stumm erstiegen beide nochmals den Hügel und rüsteten sich rasch zu erneutem Abrutsch. „Halt!“ schrie das Weib und Elmsfeuer sprühte aus ihren unheimlichen Augen, „Dein Schlitten muß besser sein als der meinige. Falls Du ehrlich bist, wirst Du jetzt mit mir tauschen.“ „Warum sollte ich mit Dir tauschen?“ fragte der Fürst bitter, „Du bist weder meine Gattin noch meine Schwester. Ich kenne Dich überhaupt nicht. Also laß uns beginnen!“ Mit diesen Worten sauste Kahawali zu Tale; aber das Weib folgte ihm nicht. Es wurde ungeheuer groß und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Sofort lief ein breiter und feueriger Lavastrom zu Tale. Als Kahawali die Ebene erreicht hatte und siegesbewußt hinter sich blickte, sah er zu seinem Schrecken einen gewaltig brodelnden Lavastrom nach der Stelle fließen, wo er stand. Auf der vordersten Feuerwelle ritt die entsetzliche Vulkangöttin Pele, indem sie Kugelblitze aus ihrer Rechten und Donnerkeile aus ihrer Linken schleuderte.

Kahawali ergriff seinen Speer und floh mit dem Freunde, um sein bloßes Leben zu retten. Beide bemerkten, wie das Tal rasch mit lohender Lava sich füllte, und ihre einzige Hoffnung auf Rettung war, das nahe Meer zu erreichen. Pele wollte den Fürsten vernichten, der sie nicht erkannte, sondern beleidigt und ihr außerdem die schuldigen Opfergaben von heiligen ohelo-Beeren versagt hatte. Der Fürst lief rasch an seinem Grashause vorüber und zurief, ohne anzuhalten, den Seinigen ein letztes „aloha!“. Endlich erreichte er dicht vor dem Lavastrome das Meer und, in ein eben vom opelu-Fischfange, (der vom Juli bis Januar gefangen werden darf und das erste halbe Jahr bei Todesstrafe tabu ist,) heimkehrendes Kanu hineinspringend, ruderte er mit seinem Speere rasch auf das offene Meer. Ahua aber, der Freund, wurde von den andrängenden Lavamassen begraben. Pele war außer sich über Kahawalis Entkommen und ließ die Lavaströme bis weit in die See hineinzischen. Doch ein westlicher Wind erhob sich und Lono, der gütige Gott, entführte das Kanu den Blicken der rasenden Pele, die Puna verwüstete und sein Volk vernichtete, sodaß Kahawali niemals die Heimat wiedersah und auf der Insel Oahu nach langen Irrfahrten den Rest seiner Tage verbrachte. So blieb die Tat der rachesüchtigen Pele in furchtbarer Erinnerung für die Enkel.

Der Grundzug dieser beiden hawaiischen Heldenlegenden und der Prototyp der hawaiischen Heldenlegenden überhaupt bleibt der Kampf des ohnmächtigen Menschen gegen die Gewalten der allmächtigen Natur. Mitunter wird dieser Kampf in reinen Symbolen zur Darstellung gebracht und erweitert so die mythologischen Gefilde des hawaiischen Pantheons zu alt-griechischer olympischer Großartigkeit, wie überhaupt die alt-griechische und die alt-hawaiische Kultur strukturell und psychologisch manche gemeinsamen Züge aufzuweisen haben.

Ich will es mir vorbehalten, diese gemeinsamen Züge einer näheren Betrachtung zu unterziehen, und möchte hier diese Anmerkungen lediglich mit einigen Versen aus dem anonymen Kunstwerk des Pele-Epos für meine aufmerksamen Leser beschließen:

„Puna raucht mitten in der Höhlung von Felsen;
Wald und Fels häuft die schreckliche Göttin in Wirrnis;
Olu-eas Ebene ist ein Bett voll lebender Kohlen;
Puna wird bis Apua mit Feuer gebadet;
Dunkles Dickicht und biegsame Bäume verlodern.
Feg, Feuerbeil, deine flammenschießende Flut!
Ach, und die Sonne, die Lichtspenderin unterliegt!“

UND EIN MÄRCHEN:

FÜRST IKAI-LOA UND SEINE SECHS WUNDERBAREN DIENER

Zum Jahresende 1928 hatte die älteste und letzte, große, rein-hawaiische Zeitung «Kuokoa» ihr Erscheinen einstellen müssen, nachdem die hawaiische Nationalbevölkerung innerhalb eines Zeitraumes von knapp einhundertundfünfzig Jahren seit dem Einbruch der weißen Rasse um fast neunzig Prozent ihrer ursprünglich mehr als dreihunderttausend Seelen zusammengeschrumpft war und langsam dem sicheren Aussterben entgegensieht, zumal der hawaiische Staat seit 1898 auch seine politische Selbständigkeit verloren hat. Die Zeitung «Kuokoa» war im Jahre 1861 unter der Regierung König Kamehámehás IV. gegründet worden und hat neben DAWIDA MALO, dem genialen Überlieferer der klassischen Kultur seines Volkes, hervorragende Verdienste um die Überlieferung der hawaiischen Folklore und der Mythen und Märchen aus dem namenlosen Munde des Volkes. Das kleine ver-

sunkene Inselkönigreich Hawaii war sonder Zweifel eine geistige Großmacht, deren umfänglich, aber zerstreut überlieferte Dichtung Weltrangstellung einzunehmen durchaus berechtigt ist. Schon ADELBERT VON CHAMISSO, der Dichter und Kenner des klassischen Hawaii, schrieb in seinen Aufzeichnungen: «Das Schauspiel der Hula, der Festtänze der Hawaier, hat uns mit Bewunderung erfüllt.... Die Worte verherrlichen meist wie Pindarische Oden. . . Wir glauben, die sich verwandelnde Antike zu sehen.... Welche Schule eröffnet sich hier dem Künstler, welcher Genuß bietet sich hier dem Kunstfreunde dar!» Es verlohnt wahrlich ein ganzes Menschenleben, um in die unbekannten und zauberhaft gehüteten Kostbarkeiten hawaiischer Dichtung einzudringen, und so fand ich beim Durchblättern vergilbter Jahrgänge der Zeitung «Kuokoa» im Bande 1862 das reizende Märchen vom Fürsten Ikai-loa und seinen sechs wunderbaren Dienern, das merkwürdigerweise gelegentlich an alt-deutsche und alt-russische Sagenmotive anklingt und das ich hier erstmalig aus dem hawaiischen Originaltext mitteile:

Vor vielen, vielen Jahren lebte im lieblichen Nuʻuanu-Tale auf der Insel Oahu des Inselkönigreiches Hawaii ein junger und kluger Fürst, Ikai-loa mit Namen. Der wünschte seine Länder zu bereisen und seine Leute kennen zu lernen. Als er seine Reise nahezu vollendet hatte und von den Eindrücken restlos befriedigt worden war, begegnete ihm ein anderer Reisender, der stolzen Hauptes erklärte: „Ich bin Ike-loa, der Fernseher, und kann die Lande von Wakea und Papa sehen, (so nämlich hieß das älteste hawaiische Götterpaar); aber sie sind noch größer und prächtiger als Deine schönsten Lande!“ Da beschlossen beide Reisende, gemeinsam weiter zu wandern und das Wunderland der alten Götter aufzusuchen. Als sie ein längeres Stück Weges gewandert waren, trafen sie einen Mann, der auf irgendetwas zu warten schien. Der Fürst fragte ihn, was er wolle, und der Müßige antwortete: „Ich bin Mama-loa, der Schnellläufer. Ich warte, bis die Sonne aufsteigt; dann will ich hinlaufen und sie einfangen.“ Die drei Männer warteten, bis die Sonne aufstieg, um über die Berge der Insel zu klettern. Hurtig lief Mama-loa ihr entgegen, fing sie, fesselte sie und verwahrte sie für einige Stunden als seine Gefangene. Darauf wanderten die drei Männer gemeinsam durch die reizvolle Landschaft. Als sie wiederum ein längeres Stück Weges gewandert waren, bemerkten sie zwei Männer, die am Straßenrande schliefen. Der eine bebte vor Kälte und hieß Kanákamake-anu, der Mann, welcher in der Kälte stirbt; der andere glühte wie Kohle und hieß Kanákamake-wela, der Mann, welcher im Feuer stirbt. So wärmten und kühlten sie sich gegenseitig, bis alle fünf Männer gemeinsam ihre Wanderung fortsetzten. Alsdann entdeckten sie einen Mann, der mit Pfeil und Bogen sehr geschickt Scharen von Ratten erlegte; er hieß Pana-pololei, der Scharfschütze. Danach trafen sie einen Mann, der im hohen Grase lag und das linke Ohr fest an den Erdboden drückte. Der Fürst fragte ihn, was er mache, und der Lauscher antwortete: „Ich bin Hoolohe-loa, der Meisterhorcher. Ich habe mir die Zänkereien zwischen Papa und Wakea angehört.“ Auch die beiden letzten Männer haben den fünf übrigen sich angeschlossen, nachdem sie von ihnen freundlich dazu eingeladen worden waren.

Lange wanderten sie durch die große Insel, bevor sie in ein Land kamen, das schöner war, als sie jemals eines gesehen hatten. Herrlich standen die Grashütten und die Palmen fächelten Kühle und Schatten. Ja, die Grenze zum Götterlande war überschritten! Ein Hüter sah die sechs feinen Gesellen mit ihrem noch feineren Führer anmarschieren. Rasch wurde die Kunde von dem Besuche der Fremden an die Königin weitergeleitet, die in Vollmacht für Wakea und Papa das Land beherrschte. Die Königin befahl dem Anführer ihrer Krieger, die Fremdlinge gastlich einzuholen und nach ihrem Wohnhause zu bringen, wo allerlei Kurzweil sie unterhalten sollte. Während der Nacht, als die sieben Fremdlinge schliefen, versammelte die Königin ihre Untertanen zur Beratschlagung und der Hof des Palastes war dicht gedrängt voll Menschen. Am nächsten Morgen sagte der Fürst zur Königin: „Ich habe gehört, daß Du schwere Rätsel aufgibst. Wenn ich Deine Rätsel löse, sollst Du meine Gemahlin werden.“ Damit erklärte sich die Königin einverstanden, führte ihn aus dem Hause und sprach: „Mein jetziger Gemahl steht vor der Türe des Hauses von Wakea und Papa; wo befindet sich die Türe zu jenem Hause?“ Der Fürst wandte sich an Ike-loa und fragte ihn heimlich, ob er die verborgene Türe erspähen könne. Ike-loa schaute in die Runde und sagte schließlich: „Die Türe des Hauses befindet sich dort hinten an der knorrigen Wurzel des großen Baumes. Wenn Du stark genug bist, magst Du den Baum umbrechen; dann wirst Du die Türe finden, die in einer der Wurzeln verborgen liegt.“ Fürst Ikai-loa trat vor den Baum, riß die Rinde in Fetzen, zersplitterte das Holz mit den bloßen Händen und öffnete wortlos die Türe.

Lächelnd sprach darauf die Königin: „Wir besitzen drei Hunde. Einer gehört Wakea, dem höchsten Herrscher; ein anderer Papa, seiner erlauchten Gemahlin, und der dritte gehört mir. Kannst Du die Hunde einzeln bezeichnen, die jedem gehören?“ Ikai-loa flüsterte seinem Diener Hoolohe-loa in das Ohr: „Lausche und merk Dir die Namen der Hunde!“ Der Meisterhorcher drückte sein linkes Ohr fest an den Erdboden und hörte, wie Papa zu ihren Dienerinnen sagte: „Mein schwarzer Hund wird zuerst hinausgelassen; dann soll der rote Hund folgen und zuletzt mag der

weiße Hund der Königin gehen.“ So erfuhr der Fürst, wie er die Hunde benennen müsse. Als der schwarze Hund zur Türe herauslief, rief er daher: „Das ist der schwarze Hund von Papa!“ Wie der rote Hund dem schwarzen nachfolgte, erklärte er: „Das ist der rote Hund von Wakea!“ Endlich kam der weiße Hund und der Fürst sagte: „Der weiße Hund gehört uns, Königin!“ Darauf umarmten sich Königin und Fürst und geschäftige Vorbereitungen zu einem großen Feste wurden getroffen. Plötzlich sagte die Königin lächelnd: „Uns mangelt an Frischwasser und die Quelle ist sehr weit von hier. Sende Du einen Deiner Leute und ich will eine Frau schicken. Jeder soll eine Kalabasse mitnehmen; wenn Dein Bote als erster heimkehrt, wollen wir heiraten.“ Der Fürst gab Mama-loa eine Kalabasse; der machte sich fertig und die Frau stellte sich mit ihrer Kalabasse neben ihn. Nach einem Handzeichen der Königin begannen beide den Wettlauf. Der Schnellläufer rannte wie ein moo (eine Smaragdeidechse) und wähnte, daß niemand so flink wäre wie er; aber die Frau überholte ihn. Alle Zuschauer begannen den Atem anzuhalten, als der Mann immer mehr hinter der Frau zurückblieb.

Der Fürst rief Pana-pololei, den Scharfschützen, und sagte zu ihm: „Du mußt jetzt Deine Geschicklichkeit unter Beweis stellen.“ Pana-pololei nahm Pfeil und Bogen und schoß. Der Pfeil sauste mit Windeseile durch die Luft und schwirrte gerade am Hinterkopfe der Frau vorbei. Die erschrak so gewaltig, daß sie stolperte und zu Boden stürzte. Indessen war Mama-loa an ihr vorübergegangen. Nach einer Weile fragte der Fürst seinen Fernseher: „Wie steht es jetzt?“ Ike-loa antwortete: „Schade, die Frau gewinnt!“ Da sagte der Fürst zu seinem Scharfschützen: „Nimm einen neuen Pfeil!“ Wiederum sauste ein Pfeil gegen die Schnellläufer; er prellte den Rücken der Frau, sodaß sie hinfiel. Indessen war Mama-loa von neuem an ihr vorübergegangen, gelangte zur Quelle, füllte seine Kalabasse und startete zum Rückwege. Aber auch die Frau war nicht säumig, tauchte ihre Kalabasse in das Wasser, wendete sich und hatte den Mann bald überholt. Wiederum schwirrte ein Pfeil, der die Frau am Kopfe verletzte, daß sie nach vorn taumelte, ihre Kalabasse zerbrach und das kostbare Wasser verschüttete. Sie erhob sich rasch, bemerkte, daß sie nur noch wenig Wasser übrig behalten hatte, und verfolgte hartnäckig den Mann, der sie inzwischen weit überholt hatte. Ike-loa packte den Fürsten am Arme und rief: „Schau, wie sie rennt! Sie fliegt förmlich an dem Manne vorüber. Gleich hat der Wettlauf ein schlimmes Ende!“ Da sagte der Fürst zu seinem Scharfschützen: „Pana-pololei, hast Du noch einen Pfeil?“ Pana-pololei ließ einen stumpfen Pfeil absurren; der prellte die strotzende Brust der Frau, daß sie wie vergewaltigt aufschrie. Ganz außer Atem schlug sie zu Boden und verspritzte den letzten Rest Wasser aus ihrer Kalabasse. Der Fürst nahm seinem schnaufenden Diener die Kalabasse aus der Hand, goß das kostbare Wasser in eine Kokosschale und gab es der Königin wortlos zu trinken. Alle Zuschauer aber jubelten endlos.

Nachdem die Frau heimgekehrt war, fragte die Königin sie nach der Ursache ihres Mißgeschickes und die Frau antwortete: „Ich überholte den Mann, als mich etwas traf, das mich umwarf. Mehrmals wiederholte sich dieses Unglück; aber niemals sah ich etwas. Zum Schlusse schlug ich nochmals zu Boden, die Kalabasse zerbrach, das Wasser verrann und der Mann dort hat den Wettlauf gewonnen.“ Inzwischen verhöhnten die anderen Diener des Fürsten den Schnellläufer. Mama-loa wehrte sich wacker seiner Haut und entgegnete: „Warum verlacht Ihr mich? Ich habe doch gesiegt!“ Da lachten sie noch unbändiger und brüllten: „Hahahaha! Wenn wir Dir nicht geholfen hätten, würdest Du glatt verloren haben.“ Mama-loa machte ein furchtbar erstauntes Gesicht. Darauf berichteten sie ihm, wie der Fernseher auf ihn aufgepaßt und der Scharfschütze ihm mit seinen Pfeilen geholfen hätte, und alle Diener bekamen awa-Wein und waren guter Laune.

Die Königin jedoch sagte zu dem Fürsten, daß er leider noch eine Aufgabe lösen mußte. Dann würden sie aber wirklich heiraten. Ikai-loa nickte nur wortlos. Die Königin sprach: „In diesem Lande gibt es einen sehr heißen und einen sehr kalten Ort. Wenn Du dahin zwei Menschen schicken kannst, die dort leben können, dann wollen wir Hochzeit halten.“ Darauf sprach Fürst Ikai-loa zu Kanáka-make-anu: „Du stirbst in der Kälte; also wird der heiße Ort der Königin wohl am besten für Dich zum Leben sein.“ Kanáka-make-wela, der unter der Hitze litt, wurde vom Fürsten aufgefordert, an den kalten Platz sich zurückzuziehen. Die beiden Diener bedankten sich herzlich und antworteten: „Wohlan, wir gehen; aber wir werden niemals wiederkommen, denn die beiden zugewiesenen Orte sind für uns zum Leben am allerbesten geeignet.“ Nun gab es keine Aufgaben mehr zu lösen. Der Fürst ehelichte die Königin und beide lebten herrlich und in Freuden in dem schönen Stammlande des ältesten hawaiischen Götterpaares Papa und Wakea.

CONTES ET LÉGENDES HAWAÏENS INCONNUS EN EUROPE

Les contes et les mythes hawaïens n'ont été que très rarement traduits de manuscrits indigènes directement en langue allemande; d'une part, la majorité des océanistes de langue allemande ignorent plus au moins les langues océaniques, surtout les polynésiennes, et d'autre part les textes originaux des indigènes n'ont été imprimés jusqu'ici qu'en partie seulement ou même pas du tout. Parmi les cinq légendes présentées ici, les deux premières proviennent du manuscrit de Dawida Malo qui, hélas, n'a encore été publié que d'une manière fragmentaire et qui a pour titre „ka mooleelo Hawaii — na Dawida Malo i kakau (histoire d'Hawaï de David Malo)“; les deux suivantes sont tirées de collections officielles et de notes privées recueillies pour sauvegarder le folklore indigène par le roi Kalakaua qui régna de 1874 à 1891. La cinquième histoire, un conte de fées, je la découvris dans

un exemplaire de la deuxième année d'édition (1862) du grand journal purement hawaïen „Kuokoa“, le plus ancien, qui dut malheureusement suspendre sa publication à la fin de l'année 1928. Les traductions, commentées et placées dans le cadre voulu, philologiquement exactes, ont conservé l'inspiration poétique, ce dont leur transcripteur allemand croit pouvoir être fier.

RACCONTI E MITI HAWAIIANI SCONOSCIUTI IN EUROPA

Racconti favolosi e miti delle Hawaii vennero raramente tradotti in tedesco direttamente dagli originali, manoscritti dagli indigeni. La maggior parte degli oceanisti di origine germanica non conosceva, o poco, le lingue oceaniche e in modo particolare quelle polinesiane; inoltre i relativi testi originali non furono ancora pubblicati o solo parzialmente. Delle cinque favole presentate, le prime due risalgono a un manoscritto di Dawida Malo intitolato „Ka moolelo Hawaii — na Dawida Malo i kakau“ (Storia di Hawaii scritta da Davide Malo), pubblicato solo in parte; le due seguenti furono tolte da collezioni ufficiali e annotazioni private eseguite sotto il regno di re Kalakaua (1874—1891) per salvaguardare il folclore indigeno; e la quinta favola, una cosiddetta favola magica, fu scoperta dall'autore in „Kuokoa“, il più antico giornale hawaiano (1862). Le traduzioni commentate ed interpretate nel modo migliore possibile furono eseguite con esattezza filologica, ma l'autore è fiero di aver saputo ridare anche la bellezza poetica dei testi indigeni originali.

DAS NEUE KARTENBILD VON ZENTRALBRASILILIEN

RUDOLF STREIFF-BECKER

Mit 2 Karten

Größte noch unerforschte Gebiete der bewohnbaren Oberfläche unserer Erde liegen im zentralen Teil Brasiliens etwa vom 6. bis 12. Grad s. Br. zwischen den Strömen Araguaia, Xingü und Tapajos (Teles Pires); nur schmale Uferstreifen längs dieser Ströme sind einigermaßen bekannt. Der Weiße ist zwar schon bald nach der Entdeckung Brasiliens bis an die Ränder der Kernzone eingedrungen, ohne jedoch in geographischer Beziehung genaue Berichte zu hinterlassen. Die Streifzüge der „Bandeirantes“ im 17. Jahrhundert galten nicht der wissenschaftlichen Erforschung des Landes, sondern der Jagd nach Gold und Sklaven. Immerhin kam es ziemlich weit im Innern zur Gründung von Orten, späterer Städte, wie z. B. von Cuiabá anno 1721 und Goiás anno 1727. Unverständige, brutale Behandlung der Eingeborenen machten diese mißtrauisch oder feindlich gesinnt. Erst im Jahr 1884 begann KARL VON DEN STEINEN seine berühmte Süd-Norddurchquerung des Kernlandes und die wissenschaftliche Erforschung des Stromes Xingü von den Quellen bis zur Mündung in den Amazonas.

Die unerforschten Gebiete Zentralbrasiliens sind umgeben von breiten Zonen, die bis vor kurzem gleichfalls nur dürftig erforscht waren. Im Süden ist es die Zone des oberen Araguaia samt seinem Nebenfluß Rio das Mortes. Im Osten das Gebiet der Serra do Roncador zwischen Araguaia und Xingü. Im Westen, wo auch noch genaue Angaben über die Ländereien etwas abseits des Flusses Teles Pires fehlen, reicht die Zone von dessen Oberlauf, wo er noch Paranatinga heißt, bis zum Unterlauf, wo er den Namen Rio São Manuel trägt, und schließlich bis zur Vereinigung mit dem von links kommenden Juruena, wo beide den großen Strom Tapajos bilden. Im Norden handelt es sich um die Zone etwa vom 8. Grad s. Br. bis zum Amazonas, deren Kenntnis auch noch sehr schleierhaft ist.

Im Laufe des letzten Jahrzehntes ist nun eine bedeutsame Änderung eingetreten. Verschiedene staatliche und private Instanzen von Brasilien haben sich vereinigt und geographisch-ethnographische Forschungsarbeiten geleistet, welche verdienen, weiteren Kreisen bekanntgemacht zu werden. Diesem Zweck widmet sich die vorliegende kleine Arbeit. Sie stützt sich auf die Veröffentlichung von FREDERICO HÖPKEN in der Revista Brasileira de Geografia, ano XII, Heft 2, vom April-Juni 1950, des Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística, Rio de Janeiro. In dieser Zeitschrift sind einige Kärtchen der von 1943 an erforschten Landesteile publiziert. Leider ist die Beschriftung auf den Kärtchen so klein, daß viele Namen selbst mittelst der Lupe unleserlich sind. Um den Fortschritt in der Erforschung des unbekannten Brasiliens deutlich zu zeigen, habe ich versucht, die oben erwähnten Kärtchen in einer einzigen Skizze zu vereinigen und eine Karte des gleichen Landesteiles nach Andres Handatlas, 8. Auflage, Leipzig, 1928, im gleichen Maßstab zum Vergleich gegenüber zu stellen. Meines Wissens existieren keine neueren Karten über Zentralbrasilien, denn während der letzten drei Jahrzehnte sind nur zwei Forschungsreisen dorthin versucht worden. Im Jahr 1925 drang PERCY H. FAWCETT in das Einzugsgebiet des Xingü vor, kehrte jedoch seither nicht zurück. Als zehn Jahre später der Amerikaner ALBERT DE WINTON den Verschollenen suchte, verschwand auch er. Erst kürzlich gelang es ORLANDO VILAS BOAS, das Schicksal beider aufzuklären (s. „A Gazeta“ de São Paulo, 4 de Abril de 1951). Die Reisenden wurden wegen unklugem Verhalten, von den primitiven, sonst gutartigen Indianern getötet.